

Erinnerungen an meine Schulzeit in Ravensburg 1936 – 1949

Vor einigen Monaten erhielt ich einen Brief eines Ehemaligen, der eigentlich an die Schulleitung gerichtet war, aber an mich weiter geleitet wurde. Der Absender Wolfram Zoller ist pensionierter Pfarrer und Religionslehrer und lebt in der Stuttgarter Gegend. Er schreibt:

*Sehr geehrte Frau Direktorin bzw.
Sehr geehrter Herr Direktor,*

im nächsten Jahr könnte unser Jahrgang (1929) das 65. Jubiläum unseres Abiturs (1949) feiern.

Mein zwei Jahre älterer Berufskollege Robert Schütz machte mich kürzlich mit dem Text bekannt, in dem er vor zwei Jahren (2011) aus parallelem Anlass der Schulleitung seine Erinnerungen aus der Gymnasialzeit mitgeteilt hat („Meine Zeit am Spohn-Gymnasium 1934 – 1946“). (Dieser Text wurde in zwei Teilen in den Jahrbüchern 2011/12 und 2012/13 abgedruckt.)

Dieser Text hat mich nun angeregt, auch meinerseits meine Erinnerungen festzuhalten, die sich in vielem mit denen von Robert Schütz decken, in Vielem aber auch charakteristisch abweichen, nicht nur weil der Zeitunterschied von zwei Jahren in dieser ereignisreichen Zeit doch gravierende Situationsveränderungen mit sich brachte (unser Jahrgang war nicht mehr im Militäreinsatz), sondern auch deshalb, weil mein Weg auch persönlich andere Facetten aufwies. Trotz oder vielleicht auch gerade wegen dieser individuellen Note sind meine Erinnerungen ein Zeitzeugnis jener problematischen und zum Teil chaotischen Jahre, in denen meine Generation groß geworden ist; deshalb schließe ich auch meine Volksschulzeit in zwei kurzen abschnitten ein. Es war eine Zeit, die unserer heutigen jungen Generation kaum mehr vorstellbar ist. Insofern könnte ich mir vorstellen, dass Sie als Schulleitung an diesem Rückblick interessiert sein könnten.

Ich gebe Ihnen daher beiliegend diesen Text zur Kenntnis und überlasse es Ihnen, ob und u.U. wie Sie von ihm Gebrauch machen wollen.

*Mit freundlichen Grüßen
Wolfram Zoller*

Die Jahrbuch-Redaktion bedankt sich für die Erinnerungen von Herrn Zoller an seine Schulzeit, die tatsächlich manches interessante Schlaglicht auf den(schulischen) Alltag jener Zeit wirft. Da sich sein Bericht naturgemäß in Vielem mit dem von Herrn Schütz deckt, haben wir von einem Abdruck im Jahrbuch abgesehen, wollen ihn aber geschichtlich interessierten „Spohnlern“ nicht vorenthalten und haben ihn deshalb ins Internet gestellt. (Helmut Wagner)

Hier nun die Erinnerungen von Herrn Zoller an seine Schulzeit in Ravensburg.

Meine Erinnerungen an die Grundschulzeit – damals „Volksschule“ - sind leider nur spärlich. Abgesehen von den Schulgebäuden – teilweise die Knabenvolksschule in der Wilhelmstraße, teilweise der „Affenkasten“, eine ehemalige Mädchenschule in der Kuppelnaustraße – und an einige wenige befreundete Mitschüler ist mir vor allem ein Lehrer in höchst positiver Erinnerung, der unsere Klasse im dritten und vierten Schuljahr unterrichtete, Oberlehrer Roth. Was für eine außergewöhnliche Persönlichkeit er war, ist mir allerdings erst in den letzten Jahren anhand eines Klassenfotos aus dem Jahr 1938 aufgegangen, wo er – die Rassenlehre des NS-Regimes war bereits in vollem Schwang! – die Tafel mit der Jahreszahl ausgerechnet dem „Zigeunerbuben“ unter uns in der Mitte der ersten Schülerreihe zu halten gab. Das war in der damaligen Zeit ein beredtes Zeugnis des inneren Widerstands dieses im besten Sinn frommen katholischen Lehrers. Wenig später freilich fehlte eines Tages unser „Schnecke“ (er hieß Hans Schneck und war ein kleiner Knirps), doch wir Klassenkameraden dachten uns nichts dabei. Heute steht sein Name auf der Gedenktafel der im KZ ermordeten Ravensburger Sinti und Roma.

Von der Ideologie des „Dritten Reiches“ war in der Grundschulzeit für uns Schüler nichts zu spüren – vielleicht typisch für das tief katholische Oberland. Nach der grausamen „Kristallnacht“ am 9. November 1938 sah ich auf dem Heimweg von der Schule die zertrümmerten Schaufenster und verwüsteten Geschäfte am zentralen „Adolf-Hitler-Platz“ (heute Marienplatz), doch in der Schule fand das weder positiv noch negativ irgendeine Erwähnung. Ebenso blieb der Eintritt in den Zweiten Weltkrieg ohne jeden Kommentar: Religionsunterricht gab es übrigens meiner Erinnerung nach nur noch in den ersten beiden Schuljahren, später freilich nicht mehr.

Im ersten Kriegsjahr begann meine Gymnasialzeit am früheren humanistischen Spohn-Gymnasium, im Dritten Reich „Oberschule für Jungen I“ benannt. Auch hier sind die Erinnerungen an die Kriegsjahre, was den Unterricht betrifft, kärglich. Nur die füllige und Würde heischende des Klassenlehrers der ersten beiden Schuljahre, „Präzeptor“ Kinzler, steht noch einigermaßen lebendig vor mir. Er hat mir im Geist jener Jahre gleich ins erste Zeugnis die wenig schmeichelhafte Beurteilung verpasst: „Körperlich: nicht hart genug; charakterlich: aufrichtig; geistig: etwas bequem“. Recht hatte er freilich mit dem ersten Urteil, denn als der jüngste der Klasse – ein Jahr zu früh eingeschult – und als körperlich sehr zarter und unsportlicher Typ entsprach ich keineswegs dem Ideal Hitlers für die Jugend unter seiner Führung, die „hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie Windhunde“ sein sollte. Ja, ich hasste das Exerzieren und Herumkommandiertwerden und die Aufmärsche im „Dienst“ des „Jungvolks“ (der Vorstufe der „Hitlerjugend“ im Alter von 10 - 14 Jahren) ebenso wie die brutalen Geländespiele. Ich Vaterloser lebte in jenen Jahren in meiner eigenen Welt, vor allem in meiner Naturverbundenheit, und ließ die Schule ohne große innere Beteiligung an mir vorüberziehen, was denn wohl zu dem Eindruck „geistiger Bequemlichkeit“ führen musste.

Die übrigen Lehrerpersönlichkeiten der Jahre 1940 bis Kriegsende blieben für mich – mit einer Ausnahme – ohne prägende Bedeutung. Prägend war auf keinen Fall die Person, an der wir plastisch die Ideologie des „Dritten Reiches“ erlebten, nämlich unser Schulleiter OStD Luib, der uns den entsprechenden „Weltanschauungsunterricht“ geben sollte und es auch gelegentlich tat, der aber als hohe Parteigröße der NSDAP vielfach anderweitig engagiert war, was wir freudig als Unterrichtsausfall genossen. Im krassen Gegensatz dazu erlebte ich einen älteren Lehrer namens Steinhauser, der einfach durch seine vornehme Persönlichkeit die alte klassische Bildung verkörperte

und zu vermitteln suchte. Ich weiß nicht mehr genau, welche Fächer er lehrte, ich glaube, es war Geschichte, auf jeden Fall aber auch Musik, denn es sit mir unauslöschlich in Erinnerung, wie er uns Ehrfurcht vor dieser Kunst lehrte am Beispiel einer Szene, die er in Italien erlebt hatte, wo Personen genau in dem Moment den Arm mit der Kaffeetasse in der Hand, die sie eben zum Mund führen wollten, bewegungslos in der Luft hielten, solange die gerade einsetzende Musik währte. Er brachte uns auch das Wesen einer Sonate bei. Uns Schüler behandelte er mit ausgesuchter Hochachtung. Ich habe immer darüber getrauert, dass er, der beim Umsturz 1945 schwerstkrank im Elisabethenkrankenhaus lag, gezwungen wurde, zu Fuß nach Hause zugehen, als die Franzosen die Anstalt für ihre eigenen Zwecke räumen ließen – er überlebte diese Strapaze nicht. Ganz im Gegensatz tz diesem vorbildlichen Pädagogen gab es damals freilich auch den krassen Gegensatz dazu, etwa in Gestalt eines „Lehrers“ (ich kann Wort für diesen Unpädagogen nur in Anführungsstrichen gebrauchen), der mit sadistischer Lust selbst schon großgewachsene „Übeltäter“ auf die Marterbank befahl, wo er ihrem Allerwertesten mit einem dünnen Stock wohl abgemessene und genüsslich verkostete Hiebe versetzte, und der nicht anstand, einen – freilich nicht sehr begabten – Mitschüler vor der Klasse als „Rindvieh“ zu betiteln. Ein anderer hatte die Gewohnheit, schülerköpfe so lange an den Haaren im Kreis zu schwingen, dass ihnen am Ende ein Haarbüschel in den Händen verblieb, was auch mir einmal zu Teil wurde, so dass ich im Spaß meine spätere Halbglatze darauf zurückführte. Die Schule wehrte damals solchen Methoden nicht - „hart wie Kruppstahl“ sollten die Jungen werden in Vorbereitung aufs Militär. Das änderte sich nach 1945 zum Glück gründlich.

Im Lauf der Kriegsjahre war die Schulzeit immer mehr durch Unterrichtsausfall in hohem Prozentsatz geprägt, nämlich durch die häufigen Fliegeralarme, die uns sofort nach Hause gehen hießen, und dann vor allem in den letzten Kriegsjahren durch die wochenlangen winterlichen „Kohleferien“, da es kein Brennmaterial für die Heizung der Schulen mehr gab. Man traf sich nur in Abständen zum Empfang von Hausaufgaben. Für uns Kinder war das natürlich höchst erfreulich – wie stark aber unsere elementare Bildung darunter gelitten hat, kam uns erst viel später zum Bewusstsein.

So prägte der Krieg in zunehmendem Maße auch das Schulleben – für mich noch in besonderer Weise, da ich als noch im näheren Bereich des Gymnasiums Wohnender zur Brandwache eingeteilt war, die im Fall eines Fliegeralarms sich in der Schule einzufinden hatte, um im Ernstfall zum Löschen eines Brandes sofort einsetzbar zu sein. Eine Armbinde erlaubte mir, während des Fliegeralarms bei Tag oder Nacht unterwegs zur Schule zu sein, während ansonsten die Straßen menschenleer sein mussten – für einen Heranwachsenden natürlich ein Grund, darauf mächtig stolz zu sein. Wie gefährlich es aber werden konnte, erfuhr ich 1944 beim großen nächtlichen Angriff auf das 20 km entfernte Friedrichshafen, als über mir – ich war etwas verspätet unterwegs – Flaksplitter durch die Luft zischten und mich, als ich die Schule erreichte, der Hausmeister aufgeregt zur Türe hereinzog. Aber für uns Brandwachen war unser „Amt“ eher eine höchst interessante und anregende Bereicherung: In den gelegentlichen Nachtwachen probierten wir unsere ersten Zigaretten – kein Tabak (damals rationiert), sondern irgendwelches grauenhaftes Naturkraut – und wenn es der Hausmeister nicht merkte, begaben wir uns beim Fliederalarm ins hohedritte Stockwerk des auf einem Hügel gelegenen Schulgebäudes, von wo aus wir eine umfassende Aussicht vor allem in Richtung auf den Bodensee hatten. Dort sahen wir die „Christbäume“ über Friedrichshafen und danach den Feuerschein der brennenden Stadt; bei einem etwas späteren Tagesangriff konnte ich den Abschuss eines Bombers beobachten, der torkelnd zu Boden ging – für uns Buben aufregende Erlebnisse.

Im letzten Kriegsjahr war dann von Schule nur noch höchst eingeschränkt die Rede: Ich zog ja als Jüngster mit dem Jahrgang 1929, und der wurde zuletzt noch zum „Westwallschippen“ eingesetzt. Als Jahrgang 1930 musste ich aber mit einigen anderen zuhause bleiben und am Unterricht der Klasse unter uns teilnehmen – ich hätte freilich lieber das mir interessanter erscheinende „harte Leben“ meiner Klassenkameraden geteilt. Dann kam der Mai 1945, der Zusammenbruch des Reiches und das Ende des schulischen Lebens, ein halbes Jahr lang bis zum November. Es herrschte Chaos, es gab kaum Lebensmittel. So verdingten wir uns, meine drei Jahre ältere Schwester und ich, bei Bauern der Umgebung in der Landwirtschaft, ich meinerseits auf dem eine Stunde Fußmarsch entfernten großen Obst- und Bauerngut „Hübscher“ – eine harte Zeit (jeden Tag hin und zurück), aber ich hatte wenigstens zu essen und sammelte zudem Erfahrungen, die ich im Rückblick auf keinen Fall missen möchte: Ich lernte mähen, melken, mit Vieh umgehen und während langer Herbstwochen beim Küehüten (damit sie nicht in die Apfelanlagen eindringen), die Wolken beobachten und an ihnen die Wetterlage zu beurteilen, was sich bis heute als überaus hilfreiche Kenntnis erweist.

Als im November 1945 das Schulleben neu begann, registrierten wir Schüler belustigt den Wechsel der Verhältnisse, Denn es galt, unendlich viel aufzuholen, dazu hin hatte uns die Besatzungsmacht fünf Stunden Französisch pro Woche aufgebremst, so dass uns ein gedrängtes Programm erwartete, zumal die Besatzungsmacht die Anforderungen am anspruchsvollen französischen Bildungssystem ausrichtete (Abitur nach dem strengen Punkte-System). Für mich persönlich aber galt noch ein zusätzlicher Leistungsdruck, da ich mich in jenen Jahren zum Theologenberuf entschieden hatte und somit neben Englisch und Latein (wir waren wieder humanistisches Gymnasium, obwohl diese Bezeichnung erst ab der Klassenstufe nach uns wieder galt) mit freiwilligem Griechisch die vierte Fremdsprache auf dem Plan stand, so dass ich zeitweise auf 40 bis 46 Wochenstunden Unterricht kam. Die ohnehin kleine Griechisch-Gruppe schmolz aber auf fünf Schüler zusammen, als es im Jahrgang vor uns darum ging, in diesem Fach die Abiturprüfung zu machen. Das bedeutete einen absoluten Gewaltmarsch, den Dr. Gaupp nur unter der Bedingung auf sich nahm, dass der zusätzliche Unterricht nicht nach dem Schulbuch, sondern anhand freier Lektüre von Xenophon und Platon stattfand, wobei die Grammatik jeweils am gegebenen Fall behandelt wurde. Aber die Prüflinge überstanden diese Tortur mit Erfolg. Doch im nächsten Schuljahr war ich dann allein noch übrig, und es ist heute kaum noch vorstellbar, dass einem Schüler ein Jahr lang zweimal wöchentlich solo eine Stunde lang vor Beginn des offiziellen Stundenplans Unterricht erteilt. Das war natürlich auch für mich extrem anstrengend, diese Stunden immer allein „dran“ zu sein mit Texten aus Platon oder Theophrast. Aber auch ich bestand schließlich diese Tortur mit Erfolg (als einziger Griechisch-Prüfling!) – und das sogar gleich zweimal. Denn als zukünftiger Tübinger Stiftler hatte ich in der amerikanischen Besatzungszone die sog. Konkursprüfung abzulegen, also das Bewerbungs-Abitur an einem kirchlichen Seminar, in meinem Fall in Blaubeuren, ich wollte aber auf keinen Fall auf das Abitur an meiner heimatlichen Schule verzichten. So bin ich also ein absoluter Sonderfall mit zwei Abiturprüfungen im Jahr 1949 in den zwei Besatzungszonen, schriftlich und mündlich jeweils im Abstand von zwei Wochen, dazwischen jeweils der Grenzübertritt mit den damals noch geltenden strengen Formalitäten für den Wechsel zwischen den Besatzungszonen (Passierschein!). Meinem wunderbaren Griechischlehrer aber kann ich gar nicht dankbar genug sein für seinen außergewöhnlichen Einsatz. Er war übrigens ein tief frommer, umfassend gebildeter Katholik, aber mit ökumenisch weit offenem Horizont, der meinen Weg zur Theologie mit Sympathie begleitete – das war damals schon gelebte Ökumene an der Basis.

Was den übrigen Unterricht betraf, so war er dadurch gekennzeichnet, dass er entweder von (in unserem Jungengymnasium nur wenigen) Frauen bestritten wurde oder aber – fast durchgehend von

reaktivierten Ruheständlern, da die aktiven Lehrer größtenteils erst allmählich aus Krieg und Gefangenschaft nach Hause kamen. Unter diesen alten Lehrern gab es dann große Unterschiede, neben „fitten“ Kräften, an die ich mit Freude zurückdenke, gab es auch solche, die der Aufgabe eigentlich nicht mehr gewachsen waren und daher bei uns oft keinen leichten Stand hatten. So überlisteten wir längere Zeit einen Englischlehrer mit selbstdiktierten Wörterabhörarbeiten (moderate Fehler einprogrammiert), wie unsere in dieser Hinsicht etwas berüchtigte Klasse überhaupt die Mär von der in früheren Zeiten „braveren“ Jugend in einem Maß Lügenstrafe, wie das unter heutigen Schulverhältnissen kaum mehr vorstellbar ist. Unser Klassenlehrer verweigerte daher nicht grundlos seine Anwesenheit bei unserer Abiturfeier. Doch war nur eine Seite unseres Schullebens.

So durfte ich den wunderbarsten Biologieunterricht meines Lebens ein Jahr lang bei dem berühmten Botaniker Karl Bertsch genießen („Flora von Südwestdeutschland“, „Moosflora“, Flechtenflora von Südwestdeutschland“, bahnbrechender Pollenanalytiker), der von Haus aus Realschullehrer gewesen war. Sein Unterricht war genial in seiner Direktheit: Ohne viel Worte zeichnete und malte er frei Hand die biologischen Sachverhalte in eingängigen Skizzen an die Tafel, so dass sich die sparsamen Erläuterungen wie von selbst verstanden. So tat er mir die Welt der Moose auf, die ich dann zu sammeln und ihm zu bringen begann und die er für mich bestimmte und beschriftete, so dass seine Frau mich den „Moosapostel“ nannte. Es war für ihn eine große Enttäuschung, als er - dessen Sohn und Nachfolger im Krieg 1944 gefallen war – später erfahren musste, dass ich nicht Biologe, sondern Theologe geworden war.

Die andere prägende Lehrgestalt wurde für mich in den letzten beiden Schuljahren – die Gymnasialzeit betrug damals nur acht Jahre – unser Deutschlehrer Dr. Bosch, eigentlich ein höchst nüchterner Offizierstyp, der es aber verstand, mir jedenfalls die Welt der Literatur aufzuschließen. Es war freilich nicht die Welt der damals modernen Dichtung des Expressionismus vor und nach dem Ersten Weltkrieg, die war dieser Generation selber noch fremd geblieben und zudem in den zwölf Jahren des NS-Regimes absolut tabu – ich lernte sie erst im Studium kennen – sondern es war die Welt unserer Klassiker und des ganzen 19. Jahrhunderts bis hin zu Rilke. Für mich waren diese Deutschstunden eine beglückende Insel im Schuldasein, und mit Begeisterung stürzte ich mich für die damals anzufertigende Facharbeit in Deutsch auf die Dramenwelt von Ibsen, dessen Werke einst mein Vater angeschafft hatte, und untersuchte die Rolle des Pfarrers in Ibsens Gegenwartsdramen. Das dicke Elaborat erschlug meinen Deutschlehrer fast, als ich es ihm ablieferte, aber er konnte es dann mit einem „sehr gut“ benoten, wie ich auch die Prüfung (Aufsatz) so bestand, dass ich den Scheffelpreis erhielt und in dieser Eigenschaft auch die Abiturrede über Goethes Jugenddramen zu halten hatte, die mir übrigens das Prädikat meines Griechischlehrers einbrachte, dass in mir wohl ein „guter Kanzelredner“ heranwachsen würde.

Im Rückblick auf die mehr als sechzig Jahre zurückliegende Schulzeit muss ich sie als höchst „durchwachsen“ beurteilen. Drittes Reich, Krieg und Nachkriegszeit führten quantitativ wie qualitativ zu riesigen Ausfällen im Vergleich etwa zur Generation unserer Väter. Ganze historische Epochen wie Antike oder Mittelalter, vor allem aber das zeitgenössische 20. Jahrhundert, blieben völlig unterbelichtet oder gar – im Interesse der Besatzungsmacht – ganz tabuisiert. Vieles konnte später nicht mehr oder nur mit Mühe aufgeholt werden. Dazu hin war unsere Generation unter einer Lehrerschaft groß geworden, die (abgesehen von der NS-ideologie) eigentlich dem 19. Jahrhundert verhaftet geblieben war. Denn die Kultur der Gegenwart vor dem Dritten Reich war für diese Lehrergeneration selber noch fremd als höchst umstrittene Moderne und Avantgarde; sie erschloss

sich mir daher erst im Studium, dann freilich umso intensiver. Dennoch gab es einzelne Lehrerpersönlichkeiten, die prägende und aufs ganze Leben weiterwirkende Bildungsanstöße vermittelten, für die ich tief dankbar bin. So bleibt als abschließendes Resümee, dass unter den damaligen außergewöhnlichen zeitbedingten Umständen die Schule uns jenes bescheidene Mögliche vermittelt hat, das sich dann aber doch als hinreichende Grundlage für unsere Existenzgründung erwies.